

Die Radiopredigten

Auf DRS 2 und DRS Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Li Hangartner, römisch-katholisch

20. Mai 2012

Hirte, Aue und Wasser

Psalm 131 und 139

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Psalmen sind die Grundgebete der Kirchen. Kein Gottesdienst kommt ohne sie aus. Darum will ich sie heute zum Thema meiner Predigt machen. für den Gottesdienst am heutigen Sonntag ist der Psalm 131 vorgesehen. Ich lese Ihnen den Psalm in der Übersetzung von Martin Buber:

Du

*Nicht überhebt sich mein Herz, nicht versteigen sich meine Augen,
nicht gehe ich um mit Grosse, mit mir zu Wunderbarem.*

Habe ich nicht geebnet, still gemacht meine Seele:

wie ein Entwöhntes an seiner Mutter, wie das Entwöhnte ist an mir meine Seele.

Warte, Israel, auf Gott - von jetzt an und bis hin in die Zeit!

Lassen Sie uns einen Augenblick in einer Art Meditation den Bildern und Gedanken dieses Psalms folgen! In ihm finden wir weder eine Bitte noch eine Klage, wie sonst oft in den Psalmen. Es ist ein kleines Gedicht, das den Zustand einer tiefen Geborgenheit, eines grossen Vertrauens beschreibt.

Habe ich nicht geebnet,

still gemacht meine Seele:

wie ein Entwöhntes an seiner Mutter,

wie das Entwöhnte ist an mir meine Seele.

Das Kind, das an der Mutterbrust getrunken hat, ist ein Bild der Zufriedenheit. Doch hier geht es nicht um einen Säugling, der im Schooss der Mutter

seelen-ruhig schläft, nachdem sein Hunger gestillt wurde; es geht um ein Kind, das gerade entwöhnt ist. Versetzen wir uns kurz zurück in die biblische Lebenswelt, in die reale Umwelt der Psalmen: Kinder wurden in altorientalischer Zeit etwa drei Jahre lang gestillt. Der Kreislauf zwischen Schreien, Trinken, Rülpsen und zufriedener Stille und neuerlichem Schreien ist hier zum Stillstand gekommen. Nicht das akute Begehren ist für eine Weile gestillt, sondern das Begehren selbst ist gestillt.

Es ist ruhig geworden, still im Leben dieser Beterin. Geworden, nicht schon immer. Jetzt erst, nicht damals. Dieses Stille-Sein ist der Beterin nicht einfach vom Himmel gefallen, nein, es ist das Ergebnis einer bewussten Lebensleistung. Das Bedürfnis nach Selbsterhaltung und nach Selbstbestätigung ist zur Ruhe gekommen. Genauer: zur Ruhe gebracht worden:

Hab ich nicht geebnet, still gemacht meine Seele.

Das Bild vom entwöhnten Kind im Schoß seiner Mutter ist hier das Bild für die Beziehung zwischen Gott und Mensch, eine Beziehung, die frei und unverstellt ist von eigensüchtigen Interessen; frei von kindischen Bedürfnissen und Gier; frei von den Künsten der Selbstverwirklichung und Selbsttäuschung, in die wir uns verstricken; frei vom Leistungszwang, für den Sinn unseres Lebens selber aufkommen zu müssen.

*Nicht überhebt sich mein Herz, nicht versteigen sich meine Augen,
nicht gebe ich um mit Grossem, mit mir zu Wunderbarem.*

Da ist jemand erwachsen geworden. Die Seele hat jedes kaufmännische Verhältnis zu Gott aufgegeben, jedes Tauschverhältnis. Sie sagt also nicht mehr: Ich gebe dir dies und das, Verehrung, Opfer, meine Moral oder meine Frömmigkeit, und du gibst mir dafür Heil, Wohlergehen und Gesundheit. Es ist eigentlich ein Verhältnis wie unter Liebenden. Liebende tauschen nicht. Sie sind ohne Absichten und Hintergedanken beieinander. Ihre Seele ist still, sie ist auf nichts mehr aus.

Wie das Entwöhnte ist an mir meine Seele. In der hebräischen Bibel wird die Seele nicht als unsichtbares Organ – im Gegensatz zum Leib – verstanden. Menschen haben keine Seele, sie sind Seelen. Dafür steht das hebräische Wort nefesch. Nefesch kann auch mit Kehle übersetzt werden. Was aber hat die Kehle mit der Seele zu tun? Die Kehle ist der Ort, wo das Leben sitzt. Alles, was in uns hineingeht und aus uns herauskommt, konzentriert sich in der Kehle, wenn wir singen, sprechen, schluchzen, jauchzen – atmen!. Alles, wonach es die Kehle gelüstet, wenn wir hungrig sind oder durstig, wenn wir nach Luft schnappen. Die Nefesch wird zum Symbol des

bedürftigen, begehrenden Menschen. Sie steht für die Kraft, die den Menschen zu einem nach Leben hungernden Wesen macht. Darum übersetzen manche das Wort Nefesch auch mit „Lebenskraft“.

So heisst es in der Schöpfungsgeschichte: Gott gestaltete den Menschen aus Staub vom Ackerboden und blies in seine Nase Lebensodem; so wurde der Mensch eine lebendige nefesch. Wir sind von Anfang an auf Beziehung angelegt, immer und überall haben wir Bedürfnisse, die nur durch etwas anderes oder durch andere gestillt werden können. Der Weg von der Kehle zur Seele ist nicht weit, denn die in der Seele aufgestauten Sehnsüchte und Ängste drängen nach einem Ausdruck in der Kehle, im Schluchzen und im Weinen, im Singen und Jodeln, im Rufen und Schreien. Die Seele lechzt nach Vitalität und Lebenskraft, sie lechzt nach der Nähe Gottes – bis sie Ruhe findet in Gott. „Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir.“, sagt Augustinus. Ruhe in Gott! Es ist für meinen kleinen Glauben ein sehr grosser Gedanke. Aber ich will ihn nicht aufgeben, nur weil mein Glaube klein ist.

Was haben wir eigentlich an den Psalmen? Was haben wir an diesen uralten Gebeten, die durch unzählige Kehlen gegangen sind? Sind sie mehr als eine ehrfürchtig weiter getragene Tradition, die aber keine wirkliche Funktion mehr hat, weil sie eine Sprache sprechen, die wir heute kaum mehr verstehen? Der Psalter, eine Zusammenstellung von 150 Liedern, Gebeten und Gedichten ist das Dokument einer langen Glaubens- und Gebetsgeschichte. Wie so vieles andere haben wir die Psalmen vom Judentum geerbt. Sie sind das Gebets- und Lebensbuch der Synagoge und der Kirche. Die Grösse der Dichtkunst der Psalmen zeigt sich daran, wie viele Menschen die Psalmen nachgedichtet haben, wie viele moderne Psalmen verfasst haben, Klagepsalmen, Fluchpsalmen, Lobpsalmen, oder auch Parodien auf Psalmen, wie Bert Brecht und Robert Gernhardt es getan haben.

Die Sprache der Psalmen ist oft widersprüchlich. Und doch sind sie gerade wegen dieser Widersprüchlichkeit und Fremdheit lebendig. Religiöse Sprache tendiert ja oft dazu, alles zu glätten. Nicht so die Psalmen. Ihre Sprache ist eine Sprache für alle, nicht nur für religiöse Menschen, weil sie die Grundsituationen des Lebens benennt: das Glück, den Schmerz, den Tod, Einsamkeit und Lebens-Gefahr, Lebensrettung und Hoffnung. So nennt der Beter des 139. Psalms sein Vertrauen:

Nähme ich die Flügel des Morgenrotes, und liesse mich nieder am äussersten Rand des Meeres, auch dort würde deine Hand mich leiten und deine rechte mich festhalten.

Und im Psalm 22 beschreibt eine Beterin ihre Verzweiflung:

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ein Wurm bin ich und kein Mensch wie Wasser bin ich hingegossen, alle meine Knochen fallen auseinander.

und dann wieder Hoffnung in diesem Psalmvers:

Als Gott Zions Geschick wendete, war es, als träumten wir: So füllte Lachen unseren Mund und Jubel unsere Zunge.

Ja, in diese Bilder kann ich mich bergen, sie stärken meinen hinkenden Glauben und lehren mich, dieses Buch lieben. Dieser Hoffnungspsalme spricht schon vom gewonnenen Leben, wo ich noch verloren bin. Ein Lobpsalm kann schon preisen, wo ich noch weine oder fluche. Wenn ich diese Texte lese, bin ich mir selber schon voraus, bin dem, was ich fühle und glaube, schon voraus. Ich spreche eine Sprache, die klüger ist als mein Herz. Und gerate in einen wundervollen Zwiespalt. Ich mime die Hoffende, wo ich doch erst unterwegs bin zur Hoffnung. Ich berge mich in der Sprache meiner Geschwister, die diese Psalmen vor mir gesungen haben. Manchmal hängt mein Glaube nur noch locker im Herzen, aber er klebt an der Zunge, wenn ich einen Psalm spreche.

Wir leben in Zeiten, da der Glaube nicht mehr selbstverständlich ist, da er nur noch von wenigen geteilt wird. Wir leben in Zeiten, da es nicht mehr selbstverständlich ist, was zu wissen und was zu überliefern ist. Wir leben in Zeiten, in denen es keinen selbstverständlichen Kanon mehr gibt. Was ist, wenn unsere Kinder gar keine religiöse Sprache mehr haben? Können wir nur das weitergeben, was wir selber glauben, worüber wir uns ganz gewiss sind? Das wäre nicht viel. Wie aber lehren wir unsere Kinder die Sprache der grossen Wünsche, der Träume und des Rechts, wenn unser Glaube Risse bekommen hat? Wie können wir weitergeben, wofür wir keine Worte finden?

Auch ein karger Glaube ist ein Glaube. Manchmal können wir noch in die Rolle des Beters, der Beterin schlüpfen und einen Psalm sprechen oder ein Lied singen, auch wenn wir nicht hinter jedem Wort stehen und es voll und ganz verantworten können. Und das ist schon viel. Vielleicht ist es nötig, dass wir gegen unser eigenes Herz beten, um recht zu beten. Vielleicht entsteht irgendwann eine neue Sehnsucht: einzustimmen in den Gesang aller, der Geschwister, der Engel und der Toten.

Auch wenn uns vieles ungewiss erscheint, gibt uns das kein Recht zu schweigen, vor allem nicht vor unseren Kindern. Werden sie noch einmal

eine grosse Sprache für ihr Glück, ihre Sehnsucht und ihren Schmerz haben, wenn sie sie nirgends mehr hören und lernen? Aber wie kann man die eigenen Kinder etwas lehren, was uns selbst schon halb abhandengekommen ist?

Ich kenne ein junges Paar mit ihrem ersten Kind. Die Psalmen oder andere Gebete waren einmal ihre Muttersprache. Sie haben sie gesprochen und gesungen, als sie in der Jubla waren. Jetzt sind sie schon lange nicht mehr ihre Muttersprache; aber sie haben noch eine Erinnerung an sie, die eine Erinnerung an die eigene Kindheit ist. Nun haben sie ihr erstes Kind, sie lieben es. Sie decken es am Abend liebevoll zu. Sie haben mir erzählt, dass sie dem Kind jeden Abend den 23. Psalm vorsprechen: „Gott ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führt mich zum frischen Wasser. Er erquickt meine Seele.“ Sie decken das Kind zu mit der Daunendecke dieser Poesie. Nein, beten können sie den Psalm nicht recht, aber sie sprechen ihn. Sie leihen sich in der fremden Sprache die Hoffnung für ihr Kind. Das Kind versteht die Worte noch kaum, aber es verbindet schon die Bilder Gott, Hirte, grüne Aue und frisches Wasser mit dem warmen Atem der Mutter und dem Lächeln des Vaters. Wenn das keine religiöse Erziehung ist! Dieses Paar lässt ihr Kind nicht verhungern. Sie schenken ihm mehr als sie selbst haben. Und vielleicht lernen sie ihren Glauben ja selbst wieder, indem sie ihn beten und singen. Und wenn nicht? Dann haben sie dem Kind wenigstens eine kostbare Schönheit gezeigt.

*Li Hangartner
Wesemlinstrasse 13, 6006 Luzern
li.hangartner@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)